

UTE SCHEUB

DEMO

Die Unvollendete

KRATIE

Plädoyer für
mehr Teilhabe

Ute Scheub

DEMOKRATIE

Die Unvollendete

Ein Buch von Mehr Demokratie e.V.

Auftakt

Die bedrohte Demokratie 7

Kapitel 1

**Leitmeldie: Demokratie ist
ein Klangkörper 9**

Kapitel 2

**Das Konzert der Misstöne oder
die Krise der Demokratie 23**

Kapitel 3

**Loblied auf die Spezies
Homo sapiens – unser Menschenbild 37**

Kapitel 4

**Mehr Resonanz durch Beteiligung:
ein historischer Rückblick 43**

Kapitel 5

**Aufspielmöglichkeiten
für die Konzerte der Selbstregierung 49**

Schlussakkord

Die Unvollendete 101

Was will Mehr Demokratie e. V.? 105

Über die Autorin 107

Anmerkungen 108

Die bedrohte Demokratie

Lesen Sie diesen Text, weil Ihnen Demokratie am Herzen liegt? Weil auch Sie glauben, dass sie in Gefahr ist? Dann sind Sie hier richtig. Zwar hat die Anzahl demokratischer Staaten Ende des 20. Jahrhunderts scheinbar unaufhaltbar zugenommen, doch nun geht sie zurück. Stattdessen wachsen vielerorts rechtspopulistische Bewegungen, und die Zahl der Fassadendemokratien, autoritären Entwicklungsstaaten und Diktaturen nimmt zu.

Die Gründe für die Gefährdung der Demokratie sind vielfältig. Im Laufe dieses Essays analysieren wir sie genauer, um sodann verschiedene Rettungsvorschläge vorzustellen. Der aus dem Griechischen übernommene Begriff bedeutet wörtlich »Volks-Regieren«, doch davon sind wir heute weit entfernt – auch in Ländern mit Wahldemokratien wie Deutschland.

In unserer Schulzeit haben wir über Demokratie gelernt, dass »die Macht vom Volk ausgeht«. Aber wohin? Heute scheint der Bevölkerung die Macht *auszugehen*: Viele fühlen sich machtlos. Sie trauen Politikern und Parteien nicht mehr. Sie schmallen und grollen. Wir erleben eine tief greifende Resonanzstörung zwischen Regierten und Regierenden. Sie grassiert weltweit, in den USA, Europa und Deutschland, und droht demokratische Errungenschaften zu zerstören.

Demokratie ist auch aus anderen Gründen bedroht: Sie setzt Gleichheit voraus und strebt Gleichheit an, aber noch nie gab es so schreiende Ungleichheit und Ungerechtigkeit auf der Erde wie heute. Laut einer Oxfam-Studie besitzen acht superreiche Männer so viel wie die ärmere Hälfte der Menschheit zusammengenommen.¹ Knapp 150 transnationale Konzerne kontrollieren fast die Hälfte der Weltwirtschaft.² Das ist Plutokratie, die nackte Herrschaft von Geld. Auch in Ländern mit korrekt verlaufenden Wahlen regieren Platinplutokraten bis in unseren

Alltag hinein, Bank- und Konzernlobbyisten beeinflussen Gesetze und plündern Gemeinwesen. Transnationale Finanzhäuser und Unternehmen scheinen das Sagen zu haben, nicht mehr die Regierungen. Wie wir in der Finanzkrise von 2008 erlebt haben, werden im Zweifelsfall Banken gerettet, aber nicht die Lebensgrundlagen von Menschen. Und die Geheimverhandlungen um die Freihandelsabkommen TTIP und CETA zeigen, dass die Verhandler auf demokratische Rechte der Bevölkerung pfeifen.

Wie wäre die bedrohte Demokratie zu retten? Wir glauben: nur in Vorwärtsverteidigung, nämlich durch Erweiterung, Verbreiterung, Vertiefung. Durch die Inklusion aller Gesellschaftsmitglieder. Durch das Hörbarmachen und die Hörbarkeit aller Stimmen. Durch direkte Demokratie wie bei Volksabstimmungen, durch Partizipation und Gestaltungsmacht für Bürgerschaften, vom kleinsten Dorf aufwärts bis in die EU.

Wenn Sie dabei mitmachen wollen, wenn auch Sie Ihre Stimme in diesem Sinne erheben wollen, dann freuen wir uns sehr. Dann hat dieses Büchlein seinen Zweck erfüllt.

Leitmelodie: Demokratie ist ein Klangkörper

Bevor wir uns der politischen Dimension der Demokratie und ihrer heutigen Krise widmen, geht es hier zunächst um die Grundlagen, die sie überhaupt möglich machen: um die zentrale Rolle von Stimmen und Stimm-Bildung. Ohne unsere scheinbar so selbstverständliche Möglichkeit der sprachlichen Verständigung hätte sich keine menschliche Kultur und Gesellschaft bilden können. Der frühere Schweizer Nationalrat Andreas Gross formuliert es so: »Das Gespräch ist die Seele der Demokratie.«

Stellen Sie sich einen Moment lang vor, Sie würden ganz allein in einer schallisolierten Zelle sitzen. Nackter Boden, nackte Wände, nackte Decke. Kein Ton, kein Geräusch zu hören. Die Umgebung – lautlos. Wenn Sie reden oder schreien – nichts. Kein Widerhall. Alles von den Wänden verschluckt. Die Welt erscheint wie tot. Niemand und nichts mehr, was antwortet. Nicht mal, wenn Sie gegen die Wand trommeln und sich dabei die Hand blutig schlagen.

Jeder und jede von uns würde wohl in solch einer Situation durchdrehen. Wir Menschen brauchen Töne, Stimmen und Antworten wie die Luft zum Atmen. Wir brauchen Resonanz.

»Resonanz« kommt aus dem Lateinischen und bedeutet wörtlich übersetzt »zurück-tönen«, »zurück-erschallen«. Das Wort »Resonanz« steht laut etymologischem Wörterbuch für »Nachklang«, »Widerhall«, »Klangverstärkung«, »Anklang«, »Verständnis«, »Interesse«, »Wirkung«. Wir Menschen haben ein existenzielles Bedürfnis nach Antworten, Mit-Schwingung und Mit-Wirkung. Wenn wir keine Resonanz mehr erfahren, ist die Welt tot für uns. Sind wir selbst wie tot. Der Soziologe Hartmut Rosa stellt in seinem Buch »Resonanz« die These

auf, diese sei der Schlüsselbegriff für eine gelingende Weltbeziehung und der Gegenbegriff zu Entfremdung. Eine nichtentfremdete lebendige Welt ist eine resonante Welt, die in uns und mit uns mitschwingt, die viele Antworten, Selbst- und Mitbestimmungsmöglichkeiten bietet. Antworten, die etwas in uns ertönen lassen, kommen von anderen Menschen, aber auch aus Naturerlebnissen, aus künstlerischen, handwerklichen oder spirituellen Erfahrungen oder anderen Quellen.

In einer schallisolierten Zelle würden wir wahrscheinlich irgendwann blind vor Wut um uns schlagen. Und danach in Hoffnungslosigkeit versinken. Das Fehlen von Resonanz raubt uns ein zutiefst menschliches Grundbedürfnis: Kommunikation. Verständigung. Verbindung. Nichtresonanz schlägt schnell um in eine existenzielle Urangst, weil wir uns mutterseelenallein fühlen. Ausgestoßen und verlassen von allen. Dies ist seit der Steinzeit das Schlimmste, was sich das Familien- und Gruppentier Homo sapiens vorstellen kann. Angst mobilisiert gleichzeitig unsere Überlebensreaktionen. Der Pulsschlag erhöht sich, alle Nerven und Muskeln sind angespannt, Stresshormone durchfluten Kopf und Körper: flüchten oder zuschlagen? In Situationen vermeintlicher oder tatsächlicher Bedrohung wird aus Angst schnell flammende Wut. Nichtresonanz, das Ausbleiben von Antworten, produziert Wutbürger.

Und was hat das mit Demokratie zu tun? Unsere *Stimme* spielt dabei eine entscheidende Rolle. Sie ist ein Instrument, nein, *das* zentrale soziale Instrument von Menschen, wörtlich und sprichwörtlich. Ohne Stimme gingen wir sang- und klanglos unter. Die Stimme findet sich nicht zufällig in vielen politischen Begriffen wieder. In allen öffentlichen Angelegenheiten – auf Lateinisch »res publica«, woraus »Republik« wurde – pflegen wir uns über Sprache und Stimme auf gemeinsame Ziele zu verständigen. Die Stimme erklingt in Selbst- und Mitbestimmung, im Stimmrecht und Stimmenmehrheit, in anstimmen, abstimmen, umstimmen, beistimmen, zustimmen, übereinstimmen, in der Stimmung und der Stimmigkeit, in Ein- oder Mehrstimmigkeit. Und – vielleicht ein neues Wort für Resonanz – in Einstimmigkeit.

Menschen sind Resonanzkörper

Streicht man die Saite einer Geige in einer bestimmten Tonhöhe, beginnt die Saite eines daneben stehenden Klaviers in derselben Tonhöhe mitzuschwingen. Musikinstrumente sind nicht zufällig wie Resonanzkörper gebaut. Menschen auch nicht.

Wir Menschen unterscheiden uns von der Tierwelt vor allem durch unser Sprachvermögen. Tiere verständigen sich zwar ebenfalls mit Tönen und Warnlauten. Sie nutzen dabei aber keine Grammatik, die kompliziertere Sachverhalte deutlich machen kann wie etwa: »Achtung, Säbelzahniger kommt von links, besser, du weichst nach rechts aus!« Vor ungefähr 100.000 Jahren wanderte der Kehlkopf unserer Vorfahren langsam nach unten. Knochenfunde deuten darauf hin, dass sie sangen, bevor sie sprechen lernten, und dass schon die Neandertaler beides konnten. Die Wanderung des Kehlkopfs wiederholt sich auch in der individuellen Menschwerdung: Babys kommen mit hohen Stimmchen zur Welt, bevor sich im Laufe ihrer Entwicklung auch ihr Organ senkt.³

Die Stimmlippen im Kehlkopf, auch »Stimmbänder« genannt, werden von der Atemluft in Schwingung versetzt und produzieren damit die Grundfrequenz und Tonhöhe unserer Stimme. Sind sie dicker, wird der Ton tiefer, was Jungen im Stimmbruch zu spüren bekommen. Im Vokaltrakt und Rachenraum werden einige Frequenzen verschluckt, andere verstärkt. Das führt zur einzigartigen Klangfarbe unserer Stimme – so individuell wie unser Fingerabdruck und unser Charakter.⁴ In Sekundenbruchteilen, ohne dass uns dies bewusst wird, können wir im Alltag Stimmen von anderen einordnen – nach Alter, Geschlecht, Herkunft, Körpergewicht, Selbstbewusstsein, guter oder schlechter Laune. Wut erkennen wir im Nu an der Klangfarbe, die durch stärkere Atmung und angespannte Muskeln entsteht. Trauer und Depression hören wir an einer gedämpften, erschlafften Sprechweise. Intimität äußert sich in warmen, tiefen, entspannten Tönen. Stimmen sind geformter Atem.

Unsere Stimmen transportieren nonverbale Emotionen. Ihre Schwingungen, ob hoch oder tief, laut oder leise, zornig oder liebend, übertragen sich sehr schnell. Sie regen dazu an, dass andere Menschen ähnlich

antworten, sie wirken ansteckend. Sind sie aggressiv, kann das im Streit oder gar in Gewalt enden. In den meisten Alltagssituationen aber – in der Familie, unter Kollegen, Nachbarinnen oder Freunden – versuchen wir, unsere Stimmen und Stimmungen zu harmonisieren. Also sprichwörtlich auf derselben Wellenlänge zu bleiben.

Dieses Phänomen, das weitgehend unbewusst verläuft, hat unser Zusammenleben seit der Steinzeit geformt. Nicht nur einzelne Menschen, sondern auch Menschengruppen bilden zusammen Resonanzkörper. Sprechende Stimmen schaffen einen gemeinsamen akustischen Raum. Überall, wo Menschen reden, bilden sie einen gemeinsamen Klangkörper.

Dieser Prozess ist wohl auch das lustvolle Geheimnis von gemeinsamem Singen: Beim Aufeinanderhören schwingen wir uns tatsächlich aufeinander ein. Kehlköpfe treten miteinander in Resonanz, sogar die unterschiedlichen Herzrhythmen vereinheitlichen sich. Chorsingen vertieft den Atem, stärkt nachweislich die Abwehrkräfte und setzt Glücks- und Bindungshormone frei.⁵ Wir teilen uns dabei – wie bei jeder menschlichen Kommunikation – die Atemluft und tauschen Billionen von Sauerstoffatomen aus. Und wir gehen glücklich und gut gelaunt nach Hause, mit den Tönen der anderen im Ohr und den Luftatomen der anderen in der Lunge.

Resonanz hat also viel zu tun mit Stimme und Stimmung, Tönen, Schwingen, Antworten und Glücksgefühlen. Die Stimme ist selbst ein Lustorgan. Wird sie über längere Zeit nicht benutzt, werden ihre Besitzer depressiv oder aggressiv. Jeder und jede kennt Situationen, etwa Podiumsdiskussionen, in denen man keine Chance hat, zu Wort zu kommen. Völlig unabhängig vom Thema sinkt die Stimmung rapide, man wird aggressiv und wütend. Umgekehrt reagiert das Publikum dankbar, wenn es zum Mitreden eingeladen wird – in Dialogrunden oder anderen partizipativen Formen.

Menschen sind schon als Babys Resonanzwesen. Sie brauchen Sprache und Stimme als geistige Nahrung, um sich zu entwickeln. Kleinkin-

der lernen sprechen, indem sie Lippenbewegungen und Mimik von Erwachsenen imitieren. Sie wiederholen erste Wörter nochmals und nochmals. Dabei werden die Verbindungsfasern zwischen ihren Gehirnzellen angeregt. Je häufiger ein Wort fällt, desto dicker werden diese Synapsen, desto schneller können sie den Begriff später wiedererkennen. Die Evolution hat es so eingerichtet, dass dieser Lernprozess lustvoll verläuft und mit der Bildung von hirneigenen Glückshormonen belohnt wird. Deshalb lieben Kleinkinder sich wiederholende Reime und Lieder über alles und brauchen sie dringend für ihre »Stimmbildung«.

Menschen sprechen täglich etwa vier Stunden und äußern dabei rund 16.000 Wörter – Frauen etwas mehr, Männer etwas weniger. Wir reden liebend gerne, laut Sozialstudien am allerliebsten über uns selbst und unsere Befindlichkeit. Über ein Drittel unserer Äußerungen bezieht sich auf persönliche Erlebnisse und Beziehungen.⁶ Allerdings gibt es heutzutage auch viele »Sprecharbeiter« und vor allem -arbeiterinnen, die in ihrem Beruf fast pausenlos reden müssen: Erzieherinnen, Lehrerinnen, Empfangsdamen. Je länger am Tag, desto angestrengter, desto weniger genüsslich. Umgekehrt ist es ein Leidenszustand, keine Stimme zu haben. Deshalb sind Gebärdensprachen für Taubstumme so wichtig und das Gebärdendolmetschen als Brücke der Verständigung zwischen Nichthörenden und Hörenden. Sprachgelähmte, etwa der Physiker Stephen Hawkin, können sich heutzutage über augenlenkbare Computer und künstliche Stimmen verständigen. Im übertragenen Sinne aber haben Milliarden von Menschen auf der Welt keine Stimme – weil sie arm und ohne Einfluss sind, haben sie nichts zu sagen. Ihre Stimmen werden nicht gehört.

Musikalische Demokratie

Horchen Sie mal dem Wort »Demokratie« nach. Was bringt es in Ihrem Inneren zum Erklingen? Tönt da noch etwas? Der Begriff, als Fremdwort ohnehin nie sehr gefühlsbeladen, scheint sich abgenutzt zu haben. Aber was gäbe es als Ersatz? »Volksherrschaft«? Dieses Wort setzt ein homogenes »Volk« voraus, das einstimmig agiert. So ein Einheitswesen existiert nur in Mythen. Und macht Demokratie übrigens schon vom

Ansatz her überflüssig, weil es bei Einstimmigkeit nichts mehr abzustimmen gibt. »Das Volk, von dem die staatlich organisierte Gewalt ausgehen soll, bildet kein Subjekt mit Wille und Bewusstsein«, schreibt der Philosoph Jürgen Habermas. »Es tritt nur im Plural auf, als Volk ist es im Ganzen weder beschluss- noch handlungsfähig.«⁷ In »Volks-herrschaft« steckt aber auch der »Herr«, es ist ein patriarchalisch und hierarchisch besetzter Begriff. Dabei geht es in der Demokratie doch im Wesentlichen um Selbstbestimmung und Mitbestimmung – um Abstimmen, das Erklingenlassen aller Stimmen.

In ihrem Buch »Musical Democracy« schreibt die US-Forscherin Nancy Love, dass es in der politischen Begriffswelt oft um Harmonie und Dissonanz geht. Und man könnte für die deutsche Sprache ergänzen: darum, wer die Erste Geige spielt, wer auf die Pauke haut, wer herumtrompetet, wer laute und leise Töne oder die Klaviatur beherrscht, wer den Takt angibt und wer dirigieren darf. Diese häufig benutzten Sprachbilder zeigen, dass demokratische Abstimmungen ähnlich wie Musikaufführungen ablaufen. Nicht nur von Klassikkonzerten, sondern auch von Chören, Schlagern, Rock-, Blues-, Jazz- oder Folklorebands.

Hartmut Rosa, der Sozialphilosoph aus Jena, sieht Politik als »Resonanzsphäre, in der Demokratie die Welt der öffentlichen Institutionen und die Strukturen des kollektiv geteilten Lebens zum Sprechen bringt«. Die neuzeitliche Demokratie, schreibt er weiter, beruhe auf der Vorstellung, dass sie »jedem Einzelnen *eine Stimme gibt* und *sie hörbar macht*, so dass die politisch gestaltete Welt zum Ausdruck ihrer produktiven Vielstimmigkeit wird«. Resonanz, sagt Rosa, bedeutet nicht Einklang oder Harmonie, sondern Antwort, Bewegung, Berührung, tönendes Widersprechen.⁸

Die Vielstimmigkeit ist dabei absolut entscheidend: Mal tritt die eine, mal die andere Stimme hervor. Musikalisch gesprochen: Harmonie verwandelt sich in Dissonanz, Dissonanz in Harmonie. Erst durch diese musikalischen Spannungen entstehen Lust und Hörgenuss. Über die »kleinen Dramen der Unterordnung und Selbstbehauptung« werde das

gemeinsame Musizieren oder Singen zum Vergnügen, so der US-Philosoph Richard Sennett.⁹ Enden spannungsreiche Melodien in harmonischem Wohlklang, dann purzeln in unseren Hirnen die Glückshormone. Warum das so ist, hat die Forschung noch nicht endgültig herausfinden können. Offenbar reagiert das menschliche Gehirn im Babymodus *und* im erwachsenen Zustand stets freudig, wenn Vertrautes wiederkehrt. Vertraute Klänge, Wörter, Bilder und Gerüche lassen in uns ein Heimatgefühl keimen. Es ist, als würden wir heimkehren.

Was aber, wenn es *eintönig* wird? Man stelle sich vor, alle Beteiligten würden denselben Ton anstimmen oder ständig in derselben Harmoniefolge herumdadeln. Das Publikum würde sich gelangweilt abwenden. Oder den Musikern schon Flötentöne beibringen.

Rhythmus ist ebenfalls entscheidend. Alle Lebewesen steuern sich selbst über Biorhythmen: ihr Wachen und Schlafen, ihre Hungergefühle, ihre Hormonzyklen, ihr Liebesleben und vieles mehr. Jede Zelle, jedes Molekül, jedes Atom schwingt in charakteristischer Weise. Auch Sonnenenergie besteht aus Photonen und Wellen. Der ganze Kosmos beruht letztlich auf Schwingung. Was den Biochemiker Friedrich Cramer dazu brachte, dies alles 1996 in einer »Symphonie des Lebendigen – Versuch einer allgemeinen Resonanztheorie« zusammenzudenken.¹⁰ Unsere enorme Empfänglichkeit für Trommeln, Schlaginstrumente und Rhythmen aller Art beruht wohl auch auf diesem tiefgründigen Resonanzverlangen. Trommelrituale und Feuertänze gehören zu den ältesten Kulturriten der Menschheit. Und Tanzen – das gefühlte Einssein von Rhythmus, Körper und Umgebung – bereitet vielen Menschen hohes Vergnügen. Wenn Trommelschläge und computererzeugte Beats Herztönen und Gehirnfrequenzen entsprechen, können sie Trance auslösen. Rhythmus erzeugt Resonanzgefühle, die so massiv sein können, dass wir regelrecht danach süchtig werden.

Darauf basiert auch ein Teil der Wirksamkeit religiöser und politischer Rituale. In Gesängen, Gebeten und auch in politischen Kundgebungen geht es darum, Sätze gemeinsam auszusprechen oder zu singen, etwa das Credo oder das Vaterunser. Sie werden wiederholt und

nochmals und nochmals und nochmals. Dabei entsteht eine suggestive Wirkung, die manchmal bis zur Ekstase gehen kann: Wir versichern uns unseres Glaubens und unserer Identität. Wir erfahren uns als zusammenstehendes Ganzes, das Werte und Ziele teilt. Die gemeinschaftsstiftende Einigung auf eine gemeinsame Ethik – etwa die Zehn Gebote – war in der Menschheitsgeschichte vielleicht die wichtigste Aufgabe von Religionen.

Manche Prediger, vor allem spiritual erfahrene schwarze Pfarrer, setzen solche Stilmittel bewusst ein.¹¹ Sie sprechen sehr rhythmisch oder bauen wiederkehrende Sentenzen ein, die die Menge wiederholt: Amen! Yeah! Yeah! Martin Luther King war ein Meister darin. Wenn das Publikum antwortet, entstehen ein dialogischer Raum, ein Resonanzgefühl und ein gemeinsamer sakraler Klangkörper.

Rapper und Poetry Slammer spielen ebenfalls mit Rhythmen und Klangmustern. Und auch Protestbewegungen skandieren mit Vorliebe rhythmisierte Parolen. Auf Demonstrationen marschiert man im gemeinsamen Schritt, man ruft zusammen Slogans und beendet Kundgebungen mit Liedern. All das dient ebenfalls der gegenseitigen Resonanzverstärkung und der Bildung eines gemeinsamen Klangkörpers. Getragen von der Hoffnung, die erhobenen Stimmen würden so lautmächtig, dass sie die politischen Gegner beeindrucken.

Auch Auftritte von Politikern und Popstars sind nicht selten so inszeniert, dass sie diese Sehnsüchte nach Rhythmus und Klangwiederholung befriedigen. Die Shows sind eingerahmt von pulsierenden Lichteffekten und hymnischen Steigerungen. Wenn das Publikum begeistert ist, beginnt es von alleine, im Takt zu klatschen und zu trampeln. Und wenn es besonders begeistert ist, so wie von dem Stones-Konzert 1965 in der Berliner Waldbühne, dann ist am Ende vom Auftrittsort nicht mehr viel übrig.

Ver-Körperungen

Der Philosoph René Descartes (1596–1650) beging einen der folgenschwersten Denkfehler der westlichen Neuzeit, als er Körper, Geist und Gefühle als getrennt definierte. Er glaubte, allein seine Vernunft sei beteiligt bei seinem berühmten Satz »Ich denke, also bin ich«. Dabei können Menschen nicht unabhängig von ihren Körperempfindungen denken. Heute weiß man: Denken ist evolutionär aus Empfinden und Fühlen entstanden und ohne Körper nicht möglich. Moralische Vorstellungen entwickelten sich aus der schon bei Vögeln und Affen vorhandenen Fähigkeit, sich in andere hineinzudenken.¹² Diese Fähigkeit zu Empathie und *Mit-Gefühl* beruht auf »Spiegelneuronen«, die in einem Tier- und Menschenhirn dieselben neuronalen Netzwerke zum Schwingen bringen wie bei seinem beobachteten Gegenüber. Wenn ich Sportlern zuschaue, werden über optische Spiegelneuronen in meinem Gehirn die Nervensysteme aktiviert, die für meine Körperkoordination zuständig sind. Wenn meine Freundin am Telefon von einem schmerzhaften Bauchleiden erzählt, werden über akustische Spiegelneuronen auch meine Bauchempfindungen aktiviert. Wenn ich das Wort »abstimmen« höre, werden meine Stimmorgane aktiviert, und ich will mitstimmen – und wenn ich nicht kann, werde ich sauer.

Auch in vielen Sprachbildern drückt sich aus, wie sehr wir in Körperkategorien denken: Ein Baby greift nach Spielzeug und lernt dadurch zu *begreifen*. Wir haben *Herz*. Oder sind *verkopft*. Uns gehen Dinge an die *Nieren*. Läuse laufen uns über die *Leber*. Etwas nimmt uns den *Atem*. Wir *handeln*. Wir haben *Fingerspitzengefühl* und machen *Fortschritte*, wir haben *den aufrechten Gang* und moralisches *Rückgrat*.

Wörter und Begriffe werden in unserem Gehirn mit einem neuronalen Werterahmen verknüpft, der ebenfalls aus unserer körperlichen Perspektive resultiert. Zum Beispiel werten Menschen ein Objekt in den meisten Kulturen als positiv, wenn es sich »oben« befindet, und negativ, wenn es »unten« ist.¹³ Das hat enorme Folgen: Die Hölle ist für uns unten, der Himmel oben. Letzterer gilt als ein besserer und schönerer Ort als die »dreckige« Erde. Wir verehren Götter, Könige und andere

»hochstehende Personen«. »Aufstieg« gilt als positiv, »Abstieg« als negativ. Wir streben stets aufwärts. Die Geschichte, der Fortschritt und die eigene Leistung sollen uns immer höher heben. Wenn »Abstieg« droht, verfallen Gruppen und ganze Gesellschaften manchmal in regelrechte Statuspanik. »Unten«, in der »Unterschicht«, will niemand sein. Alle wollen zur Mittel- oder Oberschicht »aufsteigen«. Ein politisch folgenreiches Denkmuster.

Ein weiteres Beispiel für unseren Hang, in Körperkategorien zu denken, ist die Tradition, eine Nation oder Gesellschaft als Körper zu sehen. Der polnische Historiker Alfred Kantorowicz hat das in seinem Buch »Die zwei Körper des Königs« beschrieben. Wenn der erste sterbliche Körper des Königs tot war, überlebte sein »unsterblicher«: sein Reich. Folglich war die Rede von »Haupt und Gliedern« dieses Königreiches, von »Staatsorganen« einer Nation, von »Körperschaften«, von »politischen und militärischen Armen«, alles gesteuert von einem »Oberhaupt«.

Misstöne

Das wäre nicht weiter erwähnenswert, wenn nicht in unsicheren Zeiten schwache, fragile oder traumatisierte Menschen der »Großmannsucht« verfallen würden. Sie wollen größer sein, als sie sind, und wünschen sich einen »wehrbereiten« Volks- und Staatskörper mit einem ebenso starken »Oberhaupt« oder Führer herbei. Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg entstand in Deutschland daraus die Nazibewegung, die sich ihrer Macht über Lieder, Rituale, Gleichschrittmarsch und blutige Überfälle auf »Feinde« versicherte. Sie propagierte das Fantasiebild eines gemeinsamen »Volkskörpers«, durchrauscht von einer »Blutgemeinschaft«. Dieser sei der Gefahr von jüdischen und kommunistischen *Fremd-Körpern*, »Parasiten« und »Blutegeln« ausgesetzt. Man sieht also: Wortbilder können wirkmächtig und deshalb sehr gefährlich sein.

»Hetzmeuten«, nannte der Literat Elias Canetti die Nazis.¹⁴ Demagogen lenkten die Angstwut solcher Meuten auf alle, die als Sündenböcke taugten: religiöse, kulturelle, politische und sexuelle Minderheiten. Die-

se, so wetterten sie, nähmen uns »unsere« Frauen weg (was seltsamerweise auch Frauen glaubten), sie »unterwanderten« und »überfremdeden« die »Volksgemeinschaft«. Ihr oberster Führer wusste ganz genau: Solange er die rasende Wut der Schwachen auf noch Schwächere lenken konnte, blieb er selbst an der Macht. Eine genügend große Masse von Rachsüchtigen blieb ihm treu, solange er ihr immer wieder neue Beute vorwarf. Ingenieure sprechen von einer »Resonanzkatastrophe«, wenn eine Brücke so gebaut wird, dass der Gleichschritt marschierender Soldaten sie so heftig in Schwingung versetzen kann, dass sie zusammenstürzt. Auch das »Dritte Reich« war gewissermaßen eine Resonanzkatastrophe. Hartmut Rosa spricht von einer »Resonanzpathologie«, einer »Echokammer für eine imaginierte Volksgemeinschaft«.¹⁵

Der heutige Rechtspopulismus agiert anders, moderner, multimedialer, er zieht in Hetzmeuten durchs Internet. Und in immer mehr Staaten: in den USA, in Russland, in Polen und Ungarn, in der Türkei, in Indien, auf den Philippinen, in Deutschland und anderswo. Das Argumentationsmuster ähnelt sich weltweit. Populistische Führer hetzen ein imaginär einheitliches »Volk« gegen eine »korrupte Elite«. Auch wenn sie selbst noch so reich sind, sehen sich nicht als Teil derselben. Sondern als Anführer einer »Bewegung der Reinen«, die zum »Großreinemachen« ansetzt gegen »Migrantendreck«.

Wenn solche Führer an die Macht gelangen, dann geben sie vor, »das Volk« zu verkörpern. Sie versprechen ihm, ganz hoch hinauf zu gelangen, an die Spitze der Welten, dorthin, wo sie selbst stehen. Sie gaukeln ihren Anhängern vor, imaginär mit ihnen zu verschmelzen und identisch mit ihnen werden zu können – reinstes Machtglück für labile Charaktere. »Wenn wir selbst dieses deutsche Volk emporführen«, donnerte Adolf Hitler bei seiner ersten Rede nach Ernennung zum Reichskanzler im Februar 1933, »dann werden wir wieder emporsteigen.« Donald Trump verkündete bei seiner Antrittsrede: »Der 20. Januar 2017 wird als der Tag in der Erinnerung bleiben, an dem das Volk wieder zu den Herrschern dieser Nation wurde.« Marine Le Pen rief nach dem ersten Wahlgang um das französische Präsidentenamt im April 2017, sie sei die »Kandidatin des Volkes«: »Die Zeit ist gekom-

men, das französische Volk von den arroganten Eliten zu befreien, die ihm sein Verhalten vorschreiben wollen.«

Wir wollen damit die modernen Rechtspopulisten nicht mit den Nazis von einst gleichsetzen, es gibt wichtige Unterschiede. Aber wir wollen auf die Gefahr hinweisen, was passiert, wenn Bewegungen einen *einstimmigen* Resonanzkörper anstreben, eine Gleichschaltung von Menschen und Stimmen, die keine anderen Töne mehr zulässt. Das bedeutet im Ergebnis: Monotonie. Trostlose Eintönigkeit. Sind Rechtspopulisten erst mal an der Macht, sind sie die Be-Stimmer, die nicht mehr auf andere Stimmen hören, sondern sie ausschalten.

Sprechen wir also lieber von Folkkonzerten als von Volkskörpern, lieber von Bevölkerung und Bürgerschaft als von einem einheitlichen »Volk«. Ein »Volkskörper« tendiert dazu, letztlich im Gleichschritt zu marschieren und alle »Fremden« niederzutampeln. Eine Bürgerschaft aber kann in ganz unterschiedlichen Zungen reden und in Vielstimmigkeit übereinstimmen. Und genau darum geht es in der Demokratie.

Demokratie als gemeinsamer Klangkörper

Philosophen und Politikerinnen haben sich wenig Gedanken darüber gemacht, dass Demokratie eines sinnlichen Charakters und positiver Sprachbilder bedarf, um attraktiv zu sein. Dass sie sprichwörtlich *verkörpert* und von Menschen gelebt werden muss. Dass sie in Tönen und Stimmen erklingen und positive Gefühle tragen muss. In Büchern zum Thema wimmelt es stattdessen von Sätzen wie den folgenden: »Mehr Input-Legitimation ohne wesentliche negative Beeinträchtigung der Output-Legitimation ist möglich. Die bestätigte Verträglichkeitshypothese hebt dabei die Systemkompatibilität als eine unverzichtbare Voraussetzung für die verträgliche Implementierung und Ausweitung direktdemokratischer Partizipation hervor.« Noch Fragen?

Die eigene Stimme zu erheben und mit anderen Übereinstimmung zu finden ist ein lustvoller Akt, bei dem Herz, Mund, Geist und Seele beteiligt sind. Wir sprechen für uns selbst. Wir erleben uns als lebendi-

ge Individuen. Als stimm- und wirkmächtig. Wir diskutieren, unsere Stimmen gehen durcheinander, wogen hin und her im Raum, tragen immer neue Argumente vor, bejahen und verneinen, wägen ab, spitzen zu, aufgeregt oder ruhig. Nach einer Phase von Dissonanzen und schrägen Tönen kommen sie auf der Suche nach einem gemeinsamen Nenner gar nicht so selten auf einen neuen Grundakkord. Direkte Demokratie besteht aus einem gemeinsam gebildeten Klangkörper. Unsere Stimmen erklingen in einem Raum voller gespitzter Ohren, die aufeinander hören, voller Augen, die sich ansehen – daher unser tiefes Bedürfnis nach *An-Sehen*. Demokratie ist ein Klangkörper. *Ein sinnlicher, geistiger und emotionaler Raum der Verständigung*.

Nicht immer muss dabei am Ende abgestimmt werden. Beratungen, also die Vorbereitung von Entscheidungen, können genauso lustvoll sein. Auch hier bilden die Stimmen einen gemeinsamen Klangkörper. Wenn wir es geschafft haben, uns harmonisch auf Empfehlungen und Ratschläge zu einigen, sind wir hochzufrieden. Wir haben das Gefühl, Gutes bewirkt zu haben und mehr oder weniger mit einer Stimme zu sprechen. Die »deliberative Demokratie« – das lateinische Wort »deliberare« bedeutet »beratschlagen, in Erwägung ziehen« – kann die Teilnehmenden glücklich machen, das weiß man aus Befragungen. Argumente allein bewirken noch lange keine Einigung, die Überzeugungskraft der Vernunft allein ist es nicht. Offenbar gibt es eine menschliche Grundfähigkeit, sich aufeinander einzuschwingen, ein Grundbedürfnis nach Resonanz.

Doch seine Geheimnisse – wann kommt das zum Tragen, wann nicht? – sind weitgehend unentdeckt. Eine Studie neuronaler Hirnaktivitäten von synchron sprechenden Menschen ergab Hinweise, dass das gemeinsame Reden die Gruppenbindung und die Sympathien untereinander festigt. Aber die Autoren sagen selbst, dass es hier nur wenig Forschung gibt.¹⁶ Eine der wichtigsten sozialen Fähigkeiten des Menschen ist kaum ergründet: seine soziale Resonanzfähigkeit.

Ebenso lustvoll könnte es sein, zu hören und zu sehen, wie jene Abgeordneten sprechen, denen wir unsere Stimme verleihen, indem wir

sie wählen. Sie sprechen ja für uns, in unserem Namen, sollten es zumindest dem Anspruch nach tun. Sie sollen uns repräsentieren. Unsere politischen Wünsche, Weltvorstellungen, Wertvorstellungen, Interessen und Bedürfnisse. Sie sollen das wiedergeben, was wir denken, vielleicht sogar noch ein wenig intelligenter, als wir selbst das könnten.

Das geht aber nur, wenn sie in Resonanz mit uns bleiben. Wenn die Wellenlängen zwischen uns nicht von betonierten Verhältnissen verschluckt werden.

Ein Buch von
MEHR DEMOKRATIE E.V.

Die Demokratie ist durch Vertrauensverlust bedroht. Rechtspopulistische Bewegungen nutzen das geschickt aus. Ist das das Ende dieser jahrhundertealten Idee? Ganz und gar nicht! »Demokratie. Die Unvollendete« zeigt, dass sie dem menschlichen Grundbedürfnis nach Resonanz entspringt. Vielen Bürgerinnen und Einwohnern genügt es nicht mehr, alle paar Jahre ihre Stimme in einer Wahlurne zu versenken. Es mangelt ihnen an Möglichkeiten zum Mitreden und Selbstregieren.

Um die tiefgehende Resonanzstörung zwischen Regierenden und Regierten zu beseitigen, brauchen wir Volksabstimmungen, ausgeloste Bürgerräte, Bürgergutachten, kurz: eine Vorwärtsverteidigung der Demokratie durch neue partizipative Formen. Das Buch präsentiert existierende Beispiele und kreative Denkmuster. Ganz nach dem Motto von *Mehr Demokratie*: Wenn wir aufhören, die Demokratie weiterzuentwickeln, fängt die Demokratie an, aufzuhören.